

Heute sprechen. Literatur, Politik und andere Sprachen im Lied (Herder, Alunāns, Barons)

TILL DEMBECK

Abstract. *Speaking Today. Literature, Politics and Other Languages in Songs (Herder, Alunāns, Barons).* This article claims that the politico-cultural relevance of literary texts in their respective present consists, among other aspects, of their handling of linguistic diversity. As examples, it presents three 18th and 19th century publications from the German and/or Latvian speaking territories which put (folk) songs into the centre of their rather different politico-cultural endeavours. Herder's collection of folk songs from 1778/79 is read as an attempt at a poetic new beginning that makes use of linguistic diversity qua translation in order to inspire originality in the 'mother tongue'. The folk songs here serve to synchronise and dynamise linguistic means in the name of a new literature. The *Dseesmiņas* ('little songs'), a collection of translations of European poetry into Latvian published by Alunāns in 1856, combines precisely this claim to renewal with an attempt at an anti-colonial synchronisation and modernisation of the Latvian language. Eventually, the six-volume collection of *Latwju Dainas* (Latvian folk songs), published by Barons around 1900, takes up Herder's efforts to preserve folk songs. Barons synchronises a dialectally, materially and historically diverse corpus of songs in the name of anti-colonial emancipation. In terms of cultural policy, his project aims to give presence to pre-modern folk life under the conditions of modernity.

Keywords: linguistic diversity; literary politics; folk song; Johann Gottfried Herder; Krišjānis Barons; Juris Alunāns; anti-colonial literature; synchronisation

Dieser Beitrag¹ erfüllt das Thema ‚Gegenwartsliteratur‘ eher in abstraktem Sinne, denn es geht nicht um die Literatur *unserer* Gegenwart, sondern um die Frage, wie sich Literatur allgemein zu Gegenwärtigkeit verhalten kann, inwiefern sie in ihrem Gegenwartsverhältnis politisch ist und wie sich dies mit Blick auf Sprachvielfalt artikuliert.² Konkret behandle ich drei

¹ Ich danke Hana Reichert für ihre Vorschläge zur Kürzung dieses Texts.

² Systematisch zu einem Forschungsprogramm, dass den Zusammenhang von Literatur und Gegenwart neu zu ergründen versucht, siehe Borkoff/Geitner/Stüssel 2016 und Geyer/Lehmann 2018, darin besonders Geitner 2018.

literatur- und kulturpolitische Projekte des 18. und 19. Jahrhunderts und ihren Zusammenhang. Im Anschluss an einleitende Überlegungen zum Problem zeitgemäßen Sprechens (1) und zum Spannungsfeld von Synchronie und Sprachvielfalt (2) wende ich mich zunächst Johann Gottfried Herders Volkliedersammlung (3) und sodann zwei Publikationen zu, die diese je spezifisch fortsetzen, die lettischen *Dseesmiņas* („Liedchen“) von Juris Alunāns und *Latwju Dainas* (lettische Volklieder) von Krišjānis Barons (4). Darauf folgen einige allgemeinere Schlussfolgerungen (5).

1 Sprechen und Gegenwart

Dass Sprachvielfalt immer Gegenstand politischer Auseinandersetzung gewesen ist, wundert nicht, erzeugt sie doch Grenzen des Verstehens und damit In- und Exklusion. Dies ist dann gerne Gegenstand von Geschichten, welche wiederum gerne Politik machen. Gerade Geschichten sprachlicher Inklusion – wie die des Pfingstwunders – können weitreichende Folgen zeitigen, exklusiv wirken und Gewalt nach sich ziehen. Mir geht es im Folgenden indes nicht primär um Fragen der In- und Exklusion, literarischer Repräsentation oder Sprachpolitik im engeren Wortsinn. Ich schlage vielmehr einen Ebenenwechsel vor und möchte fragen, wie sich der literarische Umgang mit Sprachvielfalt zu einem Grundproblem politischen Engagements verhält, nämlich zur Frage der Zeitgemäßheit.

Dieses Grundproblem lässt sich recht einfach erläutern: Interventionen in die komplexen Zusammenhänge und Prozesse moderner Gesellschaften sind schwierig, weil man erst nach der Intervention weiß, ob sie im rechten Augenblick stattfand. Diesen kennzeichnet, dass sich eine Art Lücke auftut, in die herein man wirken und Strukturen verändern kann; die Metapher des Zeitfensters oder die Allegorie der *occasio*, der beim Schopfe zu ergreifenden Gelegenheit, verdeutlichen dies. Das Problem, eigenes Handeln mit prinzipiell unvorhersehbaren Umweltprozessen synchronisieren zu müssen, stellt sich für politische Bewegungen jeglicher Couleur.³

Ich kann an dieser Stelle weder eine ausgearbeitete Theorie des politischen Umgangs mit Zeit noch eine Darstellung der Folgen des Problems des Zeitgemäßen für das politische Engagement von Literatur allgemein leisten. Ich merke jedoch an, dass mediale Rahmenbedingungen Komplikationen mit sich bringen, was zum einen mit den Bedingungen von Schriftlichkeit zusammenhängt. Interventionen qua Schrift können den Zeitpunkt, zu dem

³ Vgl. hierzu die Überlegungen Niklas Luhmanns zum Stellenwert von Entscheidungen in der Politik (2000: 140–169).

sie stattfinden, kaum selbst bestimmen. Daher wendet sich Literatur stets an unterschiedliche Gegenwarten. Zum anderen führt das für Literatur charakteristische Engagement von Einbildungskraft und Phantasie zu potentiellen Kontrollverlusten. Wir wissen nie, wohin uns unsere Einbildungskraft führt – und das Risiko potenziert sich, wenn wir die Produkte unserer Einbildungskraft zusätzlich anderen überlassen.⁴

Damit ist *ein* Problem des politischen Engagements von Literatur mit Blick auf ihren Gegenwartsbezug benannt. Wie verhält sich dies zur Frage der Sprachvielfalt? Einen ersten Hinweis darauf kann man der Rhetorik entnehmen. Die Anpassung einer Rede an die Situation, die Frage des *aptum*, ist dort immer schon eine Frage der richtigen Auswahl sprachlicher Mittel, die durch die Auswahlmöglichkeit selbst stets schon als vielfältig vorgestellt sind. Man muss *die richtige Sprache finden* und meint damit zwar im Allgemeinen nicht die Wahl zwischen zwei Einzelsprachen. Ich möchte jedoch im Folgenden argumentieren, dass zwischen dieser Auswahl und derjenigen der Sprachmittel zumindest eine funktionale Äquivalenz besteht.

Das wird im Verhältnis von Sprachvielfalt und Sprachentwicklung besonders manifest. Sprachvielfalt resultiert immer aus Sprachentwicklung, und Sprachentwicklung findet potentiell in jedem Moment von Sprachgebrauch statt.⁵ Der engagierte Gebrauch sprachlicher Mittel aber zielt potentiell immer auch auf Sprachentwicklung, auf die zeitgemäße Veränderung von Sprache, und wirkt damit an der Gestaltung von Sprachvielfalt mit. Der Gegenwartsbezug von Literatur besteht daher immer auch in ihrer Einwirkung auf Sprache selbst. Sie nutzt Zeitfenster und Gelegenheiten zur Etablierung womöglich zeitgemäßer Sprechweisen. Das politische Moment des literarischen Umgangs mit Sprachvielfalt ergibt sich daraus, dass der Umgang mit der Zeitlichkeit von Sprache zugleich ein Umgang mit ihrer Vielfalt ist und umgekehrt.

2 Andere Sprachen I: Das Paradox der Synchronie (Saussure)

Bevor ich zu meinen literarischen Beispielen komme, möchte ich einige theoretische Vorüberlegungen anstellen. Sie betreffen weit verbreitete Vorstellungen davon, was *eine* Sprache ist – Vorstellungen, die daran hindern, das politische Moment literarischer Sprachvielfalt voll zu erfassen.

Sowohl Ferdinand de Saussure als auch die strukturalistische Saussure-Rezeption lehnen die an die Metapher der Muttersprache gebundene Beschrei-

⁴ Siehe hierzu, am Beispiel von Heinrich Heine und Friedrich Nietzsche, Dembeck 2010 und 2013.

⁵ Glasklar findet sich dies herausgearbeitet in Paul 1880.

bung von Einzelsprachen als Quasi-Organismen ab.⁶ Saussure – und ich spreche hier in erster Linie vom Saussure der Notizbücher, nicht von dem des Cours⁷ – hat darauf hingewiesen, dass der Sprachwandel zwar erklären kann, woraus sich gegebene Sprachstrukturen entwickelt haben, dass diese ‚Erklärung‘ aber nichts darüber aussagt, wie wirkliche Sprecherinnen ‚ihre‘ Sprache verwenden (Saussure 2003: 285–29). Die Beschreibung des Sprachzustandes hat dann mit der Beschreibung der Sprachgeschichte nichts zu tun, obwohl Sprechen und Sprachgeschichte wechselseitig aufeinander bezogen sind. Dabei macht Saussure das Sprechen (*parole*) in seiner situativen Gegenwartigkeit für den Sprachwandel verantwortlich: Es greift zwar rekursiv auf *la langue* als Bedingung seiner Möglichkeit zurück, ist aber zugleich selbst Bedingung der Möglichkeit für deren Reproduktion und kann sie jederzeit verändern, ohne dass die Sprecher dies voraussehen könnten. Die Einheit der Sprache erweist sich damit als paradoxe Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Diskontinuität: Weil man weiter spricht, verändert sich die Sprache (Saussure 2003: 251). Sprache ist zu ihrer Fortsetzung auf „Identitätsurteil[e]“ (Saussure 2003: 298) der Sprecherinnen angewiesen, die (synchron) auf ein Gegebenes verweisen, das sie zugleich (diachron) modifizieren. Die *langue*, von der Saussures Notizen sprechen, ist daher eine paradoxe Bezugsgröße, die als soziale Tatsache an keinem festen Ort auffindbar wäre. Sie muss zwar als konkret wirksame soziale Tatsache vorgestellt werden, ihre Rekonstruktion in Form von Regelwerken löst sie jedoch gerade aus jenem dynamischen sozialen Zusammenhang heraus, in dem allein sie existiert.

Diese Einsicht wird in der Bearbeitung der Vorlesungsmitschriften, die dem Cours zugrundeliegen, überdeckt. Hauptsächlich aber hat die auf den Cours aufbauende strukturalistische Linguistik die Paradoxie des *langue*-Begriffs ausgeblendet, indem sie ihn wesentlich auf Einzelsprachen bezogen und diese als von soziokulturellen und historischen Bindungen abgelöst betrachtet hat. Der Saussure der Notizen spricht aber nicht zufällig durchgängig von *la langue* – und eben nicht von *une langue* oder von *langues* im Plural (Stockhammer 2014: 348–352). Er gibt der synchronen Sprachwissenschaft nicht auf, auf Grundlage von Korpusanalysen oder muttersprachlicher Introspektion die unterschiedlichen *langues* zu rekonstruieren, mit denen Sprecher einzelsprachige *paroles* produzieren. Eher hätte *la langue* auch als etwas Nicht-Einsprachiges gedacht werden können, so, wie sich Jacques Derrida (1996) die „Einsprachigkeit des Anderen“ vorstellt – als singuläre, aber in sich vielgestaltige Sprachfähigkeit des

⁶ Zum Folgenden siehe ausführlich Dembeck 2019, 53–58.

⁷ Die Unterschiede zwischen dem Cours und den Überlegungen de Saussures in den Notizbüchern finden sich im Einzelnen dargestellt in Fehr 2003 und Jäger 2010.

Einzelnen (in diesem Sinne: „Einsprachigkeit ...“), die auf die Einflussnahme unterschiedlicher Sprechweisen anderer Sprecher zurückgeht (in diesem Sinne: „... des Anderen“).

Die Geschichte der Linguistik und Sprachphilosophie hat viele Versuche gesehen, die von Saussure fokussierte paradoxe Zeitlichkeit von Sprache zu handhaben. Vor dem Hintergrund der angeführten Arbeit Derridas ist Michail Bachtins Hinweis darauf erwähnenswert, dass sich der Horizont der *langue* als des wie auch immer regulären Bereichs, auf den sich konkretes Sprechen bezieht, aus nichts anderem als konkretem, gegenwärtigem Sprechen konstituiert, sodass die Unterscheidung von *langue* und *parole* selbst ins Wanken gerät (Holquist 2014; vgl. Bachtin 1934/35). In der ‚Einsprache‘ – dem Sprachwissen einzelner Sprecherinnen – ist die Rede anderer intertextuell gegenwärtig und steht zugleich zur Disposition.

Mir ist dieser Zusammenhang deshalb wichtig, weil er die alltägliche, aber auch viele wissenschaftliche Untersuchungen prägende Unterscheidung von Ein- und Mehrsprachigkeit berührt, laut der es Mehrsprachigkeit sei, wenn in einer Person oder einem Text mehrere Sprachen vorkommen (eine Person spricht Estnisch und Deutsch, der *Zauberberg* mischt Deutsch und Französisch). Auf Grundlage dieser Bestimmung lässt sich Mehrsprachigkeit leicht ‚politisch‘ befürworten. Allerdings unterschlägt sie nicht nur die ursprüngliche Vielfältigkeit von *la langue* als Sprechgrundlage und ersetzt sie durch ursprüngliche Einheit (Einzelsprachen); sondern sie übersieht zudem, dass die Quelle von Sprachvielfalt konkretes, die Grenzen der Einsprachigkeit transzendierendes Sprechen im Hier und Jetzt ist.

Für die Analyse literarischer Sprachvielfalt heißt dies, dass sie sich nicht damit zufriedengeben darf, zu konstatieren, welche Sprachen Autoren benutzen, um dies dann beispielsweise politisch zu interpretieren. Die Frage muss auch sein, wie Texte auf unterschiedliche, mehr oder weniger konkret rekonstruierbare sprachliche Ressourcen zurückgreifen und wie sie sich zu deren potentielle Vielfalt stellen (siehe ausführlich Dembeck 2018 sowie Dembeck/Parr 2017). So gesehen kann man die politische Dimension literarischer Sprachvielfalt ergründen, indem man prüft, inwiefern Texten unterstellt werden kann, dass sie Sprache verändern wollen, und aufzeigt, mit welchen sprachlichen Mitteln sie dies tun. Dabei können alle Strukturen eine Rolle spielen, welche Linguistik und Literaturwissenschaft unterscheiden, also z.B. Soziolekte, Dialekte und nationale Standardsprachen, aber auch poetische Formen wie Metren oder andere Gattungstraditionen. Daher darf eine Mehrsprachigkeitsphilologie sich nicht auf die Analyse von Mehrsprachigkeit im beschriebenen alltäglichen Sinn des Wortes beschränken, sondern muss *alle* Formen sowohl der Sprachvielfalt als auch der divergenten sprachlichen Mittel einbegreifen.

3 Literatur I: Volkslieder und Muttersprache (Herder)

Eine Vorstellung, die im Bereich der literarischen Sprachvielfalt besonders viele politische Einsätze motiviert, ist die der Muttersprache. Wir haben gesehen, dass in vielen Bereichen der Linguistik im ausgehenden 20. Jahrhundert die organologischen Modelle der historischen Sprachwissenschaft verdrängt wurden. Dies berührt das Narrativ der Muttersprache allerdings kaum. Im Gegenteil: Die Muttersprache ist der feste Grund, auf den sich die *langue*-Linguistik problemlos beziehen zu können glaubt – durch die Beobachtung von Sprecherinnen oder durch Introspektion muttersprachlicher Linguisten selbst. Im Muttersprachler glaubt man bis heute Sprachen als unproblematisch zu bezeichnende und wohlunterschiedene Einheiten dingfest machen zu können. Ich möchte in meinem ersten Beispiel die literarischen Anfänge dieser Argumentationsfigur in den Blick nehmen und widme mich daher Johann Gottfried Herder.

Bereits in den Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur* von 1767/68, geschrieben in Riga, findet sich eine mustergültige Formulierung zum Zusammenhang von Muttersprache und Literatur, die auf Sprachvielfalt und Sprachentwicklung bezogen werden kann.⁸ Herder postuliert, Originalliteratur könne nur in der Muttersprache geschrieben werden:

[W]enn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben: so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen, und Gewalt über die Worte, die größte Kenntnis derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreustigkeit noch nicht Gesetzlosigkeit werde: und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. (Herder 1767: 407)

Zunächst scheint Herder die Muttersprache genau im Sinne der *langue*-Linguistik zu bestimmen – David Martyn hat dementsprechend einen Großteil seines Arguments über die Entstehung moderner Einsprachigkeit auf dieser Passage aufgebaut (Martyn 2014). In der Muttersprachlerin scheint die Muttersprache inkarniert, und in dieser sind „Gedanke und Ausdruck“ ununterscheidbar. Allerdings ist die Muttersprache für Herder eben kein feststehendes Regelwerk, sondern Garant sprachlicher Kreativität. Es geht ihm ja gerade um die Beförderung von Originalität. Weil die Originalität des Denkens für ihn mit der Besonderheit des Ausdrucks identisch ist, muss man bei der Produktion origineller Poesie dasjenige Medium nutzen, das als einziges unmittelbar an die Kognition gebunden ist: Die Muttersprache.

⁸ Die Kenntnis der Stelle verdanke ich David Martyn.

Herders Überlegungen schließen prinzipiell Denkmöglichkeiten aus. Denn es ist offensichtlich, dass literarische Originalität auch durch noch radikalere Arten der Sprachvervielfältigung erreicht werden könnte. Dies läge in der Konsequenz der Originalitätsästhetik und des Innovationszwangs der modernen Literatur, die immer von „Dreustigkeit“ getrieben sein muss. Herder lässt das aber nicht gelten, weil diese Dreistigkeit in „Gesetzlosigkeit“ münden könnte. Es ist, so gesehen, das paradoxe Bestreben, zugleich innovativ und in der Tradition verhaftet zu sein, vor dessen Hintergrund Herder die Muttersprache als festen Grund beschwört. Gerade *weil* es der „neueren deutschen Literatur“ auf Originalität ankommt, weil sie im Kern eine Form sprachlicher Kreativität und „Dreustigkeit“ ist und Sprachentwicklung und damit Sprachvielfalt befördert, sieht sich Herder, will er „Gesetzlosigkeit“ vermeiden, gezwungen, die erlaubten Mittel zu ihrer Erzeugung einzuschränken. Herders Streben nach Originalität gründet in der wohlwollenden Einsicht in die Eigendynamiken der Moderne, die nach neuen (literarischen) Mitteln verlangt; es ist in folgedessen in ganz grundlegendem Sinne politisch.

In anderen Zusammenhängen, wie seiner 1778/79 veröffentlichten Volksliedersammlung, hat Herder durchaus auch auf anderssprachige poetische Formen und Quellen zurückgegriffen.⁹ Größtenteils im Medium der Übersetzung präsentiert er hier liedförmige Texte aus sehr unterschiedlichen Kontexten und Zeiten, denen aber gemeinsam ist, dass sie Originale sein sollen in dem Sinne, den Herder dem Wort zuvor in seinen Überlegungen zur Ode sowie in seinem Ossian-Briefwechsel gegeben hatte: So wie die antiken Oden Herder zufolge an der Grenze von Natur- und Sprachlaut arbeiten, dem Sprachmaterial also seine Ausdrucksfähigkeit erst abgewinnen, erschließen die sprachschöpferischen Herder'schen Volkslieder neue sprachliche Ausdrucksformen. Die unterstellte Nähe zum Volk ist nur bedingt in einem modernen nationalen Sinne zu verstehen, und die „neuere deutsche Literatur“, der die Volksliedersammlung sich zurechnet, ist auch im alten Sinne des Wortes ‚deutsch‘, also ‚vom Volk‘, indem sie dessen undisziplinierte Energie kanalisiert – in ein allerdings zumindest oberflächlich einsprachiges Medium.

Anders als viele anschließende Projekte ist Herders Volksliedersammlung daher nur bedingt ein Instrument der Nationenbildung. Es geht natürlich um Anschluss an die Tradition, politisch ist die Sammlung aber auch und vor allem als Instrument sprachlicher Erneuerung. Explizit betont dies das Schlusswort

⁹ Zu dieser Perspektivierung des Herder'schen Volksliedprojekts siehe ausführlich Dembeck 2017. Zum Gesamtkomplex der Volksliedersammlungen Herders Gaier 1990; für philologiehistorische Überlegungen Renner/Wagner 2016; und für die Einschätzung des Herder'schen Projekts mit Blick auf die antikoloniale Bewegung im lettischsprachigen Raum Renner 2017.

der Sammlung, das nicht nur deren Offenheit für Ergänzungen hervorhebt, sondern eine produktive Rezeption jenseits des Sammelns in Aussicht stellt. Herder rät seinem Leser, die Lieder nicht „in Einem Atem fortzulesen, damit er das Buch abtue und justifiziere“, auch nicht „sich schwindelnd aus Völkern in Völker [zu] werfen“, also aus ethnologischem Interesse zu lesen, sondern „jedes Stück an seiner Stelle und Ort [zu] betrachten“ (Herder 1778/79: 427). Damit ist nicht zuletzt der durch den Druck selbst gegebene Zusammenhang gemeint.¹⁰ Die Sammlung stilisiert sich als zeitgemäßer Rahmen, als Anordnung, die den einzelnen Texten hier und jetzt Bedeutsamkeit gibt. Die Herder'schen Volkslieder sind in emphatischem Sinne Gegenwartsliteratur, ja, sie sollen die Erneuerung der Poesie katalysieren. Er könne, so Herder, „sehr beredt sein, wenn ich von dem Nutzen schwätzen wollte, den manche verdorrte Zweige unsrer Poesie aus diesen unansehnlichen Tautropfen fremder Himmelswolken ziehen könnten. Ich überlasse dies aber dem Leser“ (Herder 1778/79: 427). Indem die Einleitung zum zweiten Teil der Sammlung die Lieder als „Materialien zur Dichtkunst“ (Herder 1778/79: 245) ausweist, fordert sie die Rezipienten auch zu einer Fortdichtung auf. Durch die Produktion zeitgenössischer Originaldichtung soll eine populäre Form lyrischer Dichtung entwickelt werden, die ‚lebendig‘ und zukunftsfähig ist.

Diese abschließende Geste treibt Herders Vorhaben auf die Spitze und demonstriert, worum es ihm bei der Sammlung der Volkslieder geht: Sicherlich ist er auch auf der Suche nach volkstümlicher Originalität im Interesse eines anthropologischen Universalismus, wie es Herders doppeldeutiger Begriff von ‚Volk‘ nahelegt. Sicherlich dient die Besinnung auf Ursprünglichkeit auch dem Streben nach einer neuen Ganzheitlichkeit menschlicher Existenz. Und sicherlich geht es auch um die Stiftung einer „Zusammenstimmung“, wie Gaier formuliert (1990: 879). Allerdings ist diese Harmonisierung nicht im Sinne von Folklore gemeint und weniger bewahrend orientiert als avantgardistisch. Herder will die Konstitution einer neuen Gattung initiieren, die er Volkslied nennt und der ‚lyrischen Dichtung‘ zuordnet. Diese soll sich durch Modulation fortschreiben, im modernen Sinne von ‚populär‘ ein großes (inter-)nationales Publikum erreichen und im Medium des Drucks ermöglichen, was die Volksdichtung mündlich ermöglicht hat.¹¹ Von hier aus wird Herders Wertschätzung originaler Poesie im historischen Sinne klarer. Originalität ist

¹⁰ Siehe zu dieser Stelle Gaier 1990: 920f., sowie Renner/Wagner 2016: 23f.; zu Stellenwert und Prinzipien der Komposition der Sammlung, siehe Gaier 1990: 921–925 und Renner 2017: 124–131.

¹¹ Zur Medienpolitik von Herders Volksliedprojekt siehe Renner/Wagner 2016: 27–29.

eine Folge der unvorhersehbaren modulierenden Veränderung überkommener Formen.

Herder hat den Publikationszeitpunkt seiner Volksliedersammlung lange herausgezögert – auch deshalb, weil er nicht glaubte, die Zeit sei bereit für sie. Offenkundig dient die Struktur der Sammlung auch zur Einhegung jener Gefahr der Fehlwirkung, der sich jede literarisch-politische Intervention aussetzt. Diesbezüglich ließe sich fragen, inwiefern die beschriebene Gesetzestreue vielleicht mehr aus Wirkungskalkül gesucht wird. Herder ist womöglich weniger der ‚Erfinder‘ der modernen Muttersprachlichkeitssemantik,¹² sondern hat die literarische Originalitätsästhetik schlicht geschickt an sprachpolitische Tatsachen angepasst. Immerhin lassen sich auch jenseits der Muttersprachensemantik starke evolutionäre Kräfte benennen, die Einsprachigkeit begünstigt haben – beispielsweise der durch den Buchdruck ausgelöste Standardisierungsdruck.

4 Literatur II: Dseesmiņas und Dainas (Alunāns und Barons)

Ein Projekt aus dem baltischen Raum, das gerne mit Herders *Volksliedern* in Verbindung gebracht wird, ist die Sammlung, Redaktion und Ordnung einer sehr großen Zahl lettischer Volkslieder oder Dainas durch Krišjānis Barons.¹³ Die Verbindung zu Herders Volksliedersammlung ist naheliegend, entspringt doch Herders Interesse am Volkslied auch dem Kontakt mit lettischen Volksliedern in seiner Rigenser Zeit. Barons mag Herder in seiner Einleitung zum ersten Band der *Latwju Dainas* von 1894 (die restlichen fünf Bände erschienen bis 1915) nicht erwähnen, seine Sammeltätigkeit ebenso wie die einer Vielzahl von Vorläufern und Mitarbeitern ist jedoch durch ihn inspiriert. Allerdings gilt für Barons' *Latwju Dainas*, was für Herders Volksliedersammlung nicht gesagt werden kann: Sie sind, wie nachfolgende deutschsprachige Projekte (z.B. *Des Knaben Wunderhorn*), Teil einer (anti-kolonialen!) *nationalen* Kulturpolitik.¹⁴ Dabei arbeitet sich auch Barons' Projekt an der Problematik einer zeitgemäßen Präsentation des in den Dainas vorliegenden Kulturerbes ab. Sein politisches Engagement zwingt ihn unmittelbar zur

¹² So Yildiz 2012 und Leerssen 2006: 97–101.

¹³ Großen Dank bin ich Ginta Šīle und Guntis Pakalns schuldig, die mir einen kleinen Teil ihrer umfassenden Kenntnisse zur lettischen Volksliedtradition zugänglich gemacht und mich mit Forschungsliteratur versorgt haben.

¹⁴ Es ist ein Topos der Nationalismusforschung, dass Philologie und hier gerade die Volksliedforschung in ganz Europa zentral zur Nationenbildung beigetragen haben (auch dazu Leerssen 2006: 192–203); im Falle der russischen Ostseeprovinzen muss man dies aber zugleich als Teil einer antikolonialen Emanzipationsbewegung werten.

Auseinandersetzung mit Fragen von Sprachentwicklung und Sprachvielfalt, die er ausgesprochen modern angeht.

Bevor ich zu Barons komme, sei mit einem Seitenblick ein Unternehmen gestreift, das eine andere Linie des Herder'schen Engagements aufgreift, nämlich Juris Alunāns' 1856 in Tartu erschienene Sammlung übersetzter *Dseesmiņas*, Liedchen. Alunāns, der als Schöpfer vielzähliger lettischer Neologismen gilt, widmete sich damit der modernen europäischen (hauptsächlich deutschsprachigen) Lyrik – mit dem Ziel einer Modernisierung des Lettischen. Alunāns geht es vordergründig um eine Säuberung von Fremdeinflüssen – das Nachwort illustriert, wie anderssprachige Eigennamen besser ins Lettische und dessen Wortbildung eingefügt werden könnten (Alunāns 1856: 62–70). Die Säuberung impliziert somit eine Systematisierung des Regelwerks der Sprache sowie ihre Fortbildung. Lettisch soll eine Sprache nach deutschem und europäischem Modell werden – somit geht es Alunāns um die Selbstermächtigung eines kolonialisierten Idioms und den Anschluss an die Moderne Europas. Wie Herders *Volkslieder* wollen die Übersetzungen einen Modernisierungsschub initiieren.

Eine angemessene Würdigung von Barons' *Latwju Dainas* ist hier unmöglich.¹⁵ Ich beschränke mich auf die Einleitung von 1894, in der Barons ausführlich über die Schwierigkeiten spricht, die es vor der Publikation zu überwinden galt. Bemerkenswert ist dabei, dass sich Barons des kontingenten Zuschnitts seiner Sammlung genau bewusst ist: Das lettischsprachige Territorium ist weder gleichmäßig noch vollständig repräsentiert. Wie geht Barons mit der enormen Mannigfaltigkeit des gesammelten Materials um und wie begründet er seine Entscheidungen?¹⁶

Die Mannigfaltigkeit resultiert zum ersten aus einer enormen Vielfalt von Varianten, Quellen und Übermittlungsformen. Zum zweiten existiert eine große formale Vielfalt. Zum dritten ist die Bandbreite an Stoffen und Themen groß. Zum vierten existiert eine starke dialektale Vielfalt, die durch die im 19. Jahrhundert noch schwankende lettische Orthographie verstärkt wird (sodass im Einzelnen nicht klar ist, ob eine Abweichung von sich etablierenden Standards auf dialektalen Einfluss oder orthographische Unkenntnis zurückgeht).

Barons' Umgang mit der sich auf diesen Ebenen herausbildenden sprachlichen Mannigfaltigkeit seines Gegenstands zeichnet sich dadurch aus, dass er

¹⁵ Siehe ausführlich Arājs 1985.

¹⁶ Das Vorgehen Barons' ist gut erforscht, und ich beanspruche in keinerlei Weise, hier etwas Neues zutage fördern zu können; mir geht es nur um die Perspektivierung der Frage nach Sprachvielfalt und Sprachentwicklung auf den Gegenwartsbezug der Sammlung.

Lösungen findet, die auf mehreren Ebenen zugleich Komplexität reduzieren – vermutlich hat seine Arbeit gerade deshalb eine solch enorme Wirkung entfaltet. Die wichtigste Lösung liegt in der Anordnung der Dainas, welche die Folkloristik größtenteils beibehalten hat. Diese Anordnung folgt im Wesentlichen dem Lebensrhythmus des Volks. So schreibt Barons: „Jo dabifkaki dfeefmu eedalifchana peefleenās tautas dfihwei, jo weeglaki un pareifaki kahrtotajam weikfees dfeefmas fawās nodaļās eeweetot“¹⁷ („Je natürlicher sich die Einteilung der Lieder an das Leben des Volks anschmiegt, desto einfacher und richtiger wird es dem Herausgeber gelingen, die Lieder ihren Abteilungen zuzuordnen“; Barons 1894: xii).¹⁸ Um aber dem Leben des Volks nahezukommen, genügt eine Orientierung am Inhalt der Lieder nicht, vielmehr muss man wissen, „wann und wo sie eigentlich zu singen sind“ („kad un kur tas pateefi dfeedamas“; Barons 1894: xii), und der Herausgeber „nedrihkft rihkotees weeglprabtigi, pats dfeefmu pilnigi nefapratis, tikai ahrifchki turotees pee kautkahda wahrda, kas tanī minets“ („darf nicht so leichtsinnig verfahren, dass er, ohne völlig zu verstehen, sich nur äußerlich an irgendein Wort hält, das darin [im Lied] vorkommt“; Barons 1894: xii). Barons wendet sich aber nicht nur gegen eine Anordnung nach vorkommenden Themen, sondern auch gegen eine nach Herkunftsort. Das Argument, dass so dialektale Varianz verdeutlicht werden könnte, lässt er nicht gelten:

Ari dfeefmu ufrakstitaji dialektus, ja maf, tad wifai pawirfchi, nepilnigi un nekonfekwenti eewehrojufchi. Wiņu leelaka daļa pat no wideem, kur walda it noteikta fawada islokfne, ufraktijufchi dfeefmas muhfū rakftu walodā ar retām iflokfchņu peedewām, ta ka fcho pehdeju dehļ ween nebuhtu pareifi, wispahrejā krahjumā dfeefmas pehz weetām fchķirt. Tos retos, dialektu fiņā nopeetnos, plaščakos manufkriptu krahjumus, kas muhfū rokas nahkufchi, dofim pehz eefpehjas krahjuma beigās fawruhp un pilnigakā ortografijā. Beidfot, dfeefmu fadalifchana pehz weetam faraufsta nepareifi pafchas dfeefmu grupas, un fchķir lihdfigas dfeefmas tahlu weenu no otras, befkahdeem panahkumeem preekfch pafchas leetas. (Barons 1894: xiv)

„Allerdings haben die Schreiber die Dialekte, wenn überhaupt, dann nur ganz oberflächlich, unvollkommen und inkonsequent berücksichtigt. Die meisten von ihnen, selbst diejenigen aus Gegenden, in denen eine besonders ungewöhnliche Aussprache üblich ist, haben die Lieder in unserer Schriftsprache aufgezeichnet, mit einigen wenigen Beigaben in der originalen Aussprache, und schon deshalb wäre es nicht richtig, die Lieder nach Orten

¹⁷ Entgegen den Gepflogenheiten der Lettonistik versuche ich in den Zitaten die originale Schreibweise so weit wie möglich beizubehalten. Sie ist Teil jener Sprachvielfalt, um die es mir hier geht.

¹⁸ Alle Übersetzungen aus dem Lettischen sind von mir, T.D.

anzuordnen. Die wenigen mit Blick auf den Dialekt ernstzunehmenden, umfassenderen Handschriftensammlungen, die in unsere Hände gekommen sind, werden wir nach Möglichkeit am Ende der Sammlung für sich und in verbesserter Orthographie zu lesen geben. Schließlich würde die Anordnung nach Orten zusammengehörige Lieder auseinanderreißen und ähnliche Lieder weit voneinander entfernen, ohne dass in der Sache etwas gewonnen wäre.¹⁹

Was aber ist diese ‚Sache‘, in der etwas zu gewinnen ist? In einem anschließenden, ausgesprochen erhellenden Beispiel erläutert Barons, dass die unterschiedlichen Lieder, die den Ablauf einer Hochzeit begleiten und in konkreten Situationen konkrete Funktionen haben, meist jeweils nur von einem einzelnen Ort her überliefert sind. Ordne man die Lieder nach Orten, entstünde gerade *kein* Gesamtbild der *lettischen* Hochzeitsliedtradition – und genau dieses Gesamtbild ist offenbar die Sache selbst.¹⁹ Unterstellt und konstruiert wird also die Gleichförmigkeit der *einen* lettischen Tradition; die Lebensrhythmen, nach denen die *Dainas* strukturiert werden, erzeugen das lettische Volk damit überhaupt erst.

Diese gesamtlettische ethnographische Synthese löst zugleich das Problem der sprachlichen Vielfalt der Quellen wie das der Varianten: Dialektale Differenzen können weitgehend beseitigt werden, weil sie zwar Ausdruck lokaler Partikularität sind, sich aber auf den Lebensrhythmus eines einheitlichen Volks zurückbeziehen. Barons gibt zwar an, die Varianten hätten allesamt in die Sammlung Eingang gefunden; tatsächlich aber genügt ein exemplarischer Abgleich mit dem die handschriftlichen Vorlagen für den Druck der *Dainas* enthaltenden *dainu skapis*, dem ‚Volksliederschrank‘, um dies zu widerlegen.²⁰

Auf Basis dieses Homogenisierungsprogramms deutet Barons schließlich sogar die Unzeitgemäßheit vieler *Dainas* zum Ausdruck einer tieferen Volkseinheit um:

¹⁹ Es sei zumindest angemerkt, dass in Herders Sammlung ein Zyklus von estnischen Hochzeitsliedern zu finden ist, die nach ähnlichen Prinzipien zusammengestellt sind; siehe Renner/Wagner 2016: 23.

²⁰ Barons' Redaktionsprinzipien werden von Arājs 1985 beschrieben, dessen Forschungen laut Auskunft von Guntis Pakalns bis in die 1950er Jahre zurückreichen. Besonders pointiert und zugleich gründlich dargestellt sind sie bei Melne 2015 (auch bereits 2000). Zur schwankenden Orthographie der Sammlung siehe Reidzāne 2015, zu Barons Motivation für seine editorischen Eingriffe Bendorfs 2000. – Melnes Ergebnisse bestätigen die hier vorgenommene Deutung: Wichtig war für Barons unter anderem die Beseitigung zu großer lokaler und zeitlicher Spezifik, die einer nationalen Wirkung der jeweiligen Texte hätte abträglich sein können; dasselbe gilt für zu stark umgangssprachliche Termini.

Preekfch jaunakeem dfihiwes apftahkļeem laba daļa no viņām rahdijās nowezejufchās. Bet iflobot muhfu tautas dfeefmu ihsto wefeligo kodolu, mums atklahjās viņās zilweka gara labakee idealee zenteeni, zilweka firds un dwehfeles daiļakās, tikumigakās, dfiļakās juhtas, kas nekad nenowezejās, lai ari wifs zits ahrifchks fawa laika peederums pahrgrofās. (Barons 1894: xviii)

„Vor dem Hintergrund der neueren Lebensumstände erscheint ein Teil von ihnen [der Lieder] veraltet. Aber wenn wir aus unseren Volksliedern den lebendigen Kern herauschälen, dann finden wir in ihnen die besten idealen Bestrebungen und die schönsten, verlässlichsten und tiefsten Gefühle der Seele, die nie veralten, selbst wenn sich alles Äußere, seiner Zeit Zugehörige verändert.“

Die Synchronisierung des gesamtlettischen Volkslebens stellt also eine Verbindung zu einer mythischen, in Zyklen organisierten Zeit her, die sich über den linearen Geschichtsverlauf hinweg erhält. Diese Zeit macht Barons zugänglich, indem er die Dialekte ausblendet bzw. harmonisiert. Das Ergebnis ist dann *als Sprache* vertraut und fremd zugleich: „Pawirfchi lafitas, tautas dfeefmas ir uf mums runā it kā fwefchadu walodu; bet tiklihdī mehš dfiļaki, nopeetnaki viņās eefkatamees, tiklihdī mehš tuwaki ar viņām eedraudsejamees, tās ja zeefchaki muhs peewelk“ („Oberflächlich gelesen sprechen die Volkslieder auch zu uns wie in einer fremdartigen Sprache; aber sobald wir sie tiefer, ernsthafter ansehen, sobald wie uns näher mit ihnen anfreunden, dann ziehen sie uns umso stärker an“; Barons 1894: xix).

Dieser doppelte Effekt der Volksliedersammlung entspricht der ambivalenten Haltung gegenüber der Moderne: Einerseits bequemt sich die sprachliche Homogenisierung den Bedürfnissen einer auf Einsprachigkeit getrimmten Zeit an und ist Teil eines modernen Programms der Nationenbildung – man erinnere an Benedict Andersons Beschreibung von Nationalisierungsprozessen als medialer Synchronisierung (1983). Andererseits stilisiert sie sich gegenüber der Moderne als inkompatibel, als eigene und ihr fremde Sprache. Dieses Beharren auf Eigenheit ist dem Hier und Jetzt der Publikationssituation geschuldet – es ist Ausdruck einer Situation der postkolonialen Emanzipation.

5 Andere Sprachen II: Synchronie und Moderne

Insofern die *Latwju Dainas* auf sprachliche Synchronisierung aus sind, scheint ihr Umgang mit Sprachvielfalt mit dem Paradigma der *langue*-Linguistik vereinbar. Ihre andere, proto-mythische Seite leistet einer solchen moderne-theoretischen Subsumption allerdings Widerstand. Um den Stellenwert von sprachlichem *diversity management* in der Moderne heraufzustellen, lohnen sich abschließend einige grundlegendere Überlegungen.

Barons arbeitet sich an der Vielfältigkeit des Sprechens ab, um sie als Ausfluss einer einheitlichen, aber noch sichtbar zu machenden Einzelsprache ausweisen zu können. Nur kurze Zeit später schreibt die *langue*-Linguistik die schlichte Gegebenheit von Einzelsprachen als methodische Voraussetzung und Bedingung der Möglichkeit von Sprechen fest. Ähnlich wie Alunāns reagiert Barons damit auf die Anforderung der Standardisierung qua Synchronisierung.

Man kann darin einen Medieneffekt sehen, insofern der Buchdruck als Technologie auf Synchronizität und die flächendeckende Durchsetzung von Standards setzt. Die große Sorgfalt Herders und Barons bezüglich der Anordnung ihrer Sammlungen zeigt, dass sie die synchrone Erscheinungsweise gedruckter Werke reflektieren. Schon das Produktionsverfahren des Buchdrucks stellt ja von Serialität auf Synchronizität um; vor allem aber bewirkt die stets identische Anordnung des Texts auf den gedruckten Seiten und seine Einrichtung auf das Erscheinen zu *einem* Zeitpunkt, dass (natürlich kontrafaktisch) von einer gleichzeitigen Rezeption in einem großen Territorium ausgegangen wird. Die Identität des Texts an allen verschiedenen Orten katalysiert wiederum sprachliche Standardisierung.

Auch das Medium des Drucks ist aber nur *ein* die Sprachstandardisierung begünstigender Faktor – man wird andere Facetten der Modernisierung berücksichtigen müssen, um die Entstehung der modernen Einsprachigkeit zu erklären und sollte daher auch nicht, wie es in der Mehrsprachigkeitsforschung oft geschieht, jede auf Standardisierung ausgerichtete Sprachpolitik vorschnell als engstirnig und potentiell xenophob verurteilen. Die Muttersprachlichkeitssemantik Herders, die bei ihm und Alunāns vorwaltende Tendenz zur domestizierenden Übersetzung, die *langue*-Linguistik usw. sind auf allgemeinerer Ebene Ausdruck eines tief in der Grundstruktur der modernen Gesellschaft verankerten Sprachdenkens, das für diese ebenso funktional ist wie die bei Herder artikulierte Präferenz für Kreativität und Innovation.

In der Forschung ist in Anlehnung an Yasemin Yildiz (2012) oft vom Einsprachigkeitsparadigma die Rede. Ich präferiere eine eher technische Beschreibung, die *erklären* kann, warum sich Einsprachigkeit in der Moderne durchgesetzt hat, und die zur Frage von Gegenwartsbezug und Synchronizität zurückführt. Diese Erklärung lautet, dass Einsprachigkeit einerseits die Inklusion von Individuen in gesellschaftliche Prozesse erleichtert (darauf kann ich hier nicht eingehen²¹); und andererseits – mit einer massiven

²¹ Luhmann hat darauf hingewiesen, dass die moderne Gesellschaftsstruktur eine Art „Exklusionsindividualität“ erzeugt (Luhmann 1989: 160). Die einzelnen sind nicht mehr qua Gesellschaftsstruktur eingeschlossen (z.B. als Angehörige eines bestimmten Stands); sie können zwar im Prinzip an allen Funktionssystemen der Gesellschaft partizipieren, müssen dafür aber selbst Sorge tragen und können daran auch gehindert

Standardisierung einhergehend – spezifisch modernen Gesellschaftsstrukturen zuarbeitet, die ohne standardisierte Terminologien nicht funktionieren. Die Wissenschaft ist ein gutes Beispiel dafür. Die moderne Einsprachigkeit ist aber auch in anderen Hinsichten funktional: Eine Sprache, mit der eine große Gruppe emotional verbunden und die ausreichend standardisiert ist, ermöglicht die Etablierung eines öffentlichen Raumes. Und von der Übersetzungsindustrie, welche die Transponierbarkeit unterschiedlicher Einzelsprachen ineinander und damit auch ein ein- bzw. einzelsprachig orientiertes Denken voraussetzt, profitieren Buchmarkt, überregionaler Handel, Diplomatie, Recht, Erziehungssystem und Literatur. David Gramling hat in seinen Arbeiten die Verbindung von Muttersprachensemantik und Übersetzbarkeitsversprechen mit dem Begriff der „glossodiversity“ aus der angewandten Linguistik belegt (Gramling 2016: 31–36). Glossodiversität als Form der Vorstellung von sprachlicher Vielfalt hält es für unproblematisch, denselben Inhalt in verschiedenen Idiomen auszudrücken.

Natürlich werden die mit dem modernen Einsprachigkeitskonzept verbundenen Vorstellungen damit *im Prinzip* nicht richtiger. Wie im Falle der Nation handelt es sich bei der Einsprachigkeit, mit Naoki Sakai (2009) gesprochen, um ein Regulativ im Kantischen Wortsinn: eine kontrafaktische Annahme, die aber womöglich ungerichteten Prozessen Orientierung bietet. Sprachen sind eben keine distinkten und wohldefinierten Einheiten, die qua Übersetzung ineinander überführt werden können. Sprechen findet nicht notwendigerweise in einer Sprache statt – es sind immer zugleich zentripetale und zentrifugale Kräfte beteiligt. Ohne zentripetale Kräfte wäre Standardisierung und somit Verständnis unmöglich; ohne Zentrifugalkräfte gäbe es weder eine Sprachentwicklung noch eine Anpassung an Neues. Gramling hat für die schiere Vervielfältigung der Ausdrucksmöglichkeiten im Sprechen den Begriff der „semiodiversity“ geprägt. Und doch hat die Vorstellung der Glossodiversität, auch wenn sie die reale Sprachproduktion eigentlich nicht trifft, diese dennoch verändert. Die heute größtenteils verwendeten Sprachen sind tatsächlich sehr stark standardisiert und voneinander abgegrenzt. Einfach ist erkennbar, was z.B. ein wohlgeformter Satz der deutschen Sprache ist; Fehler lasse sich recht eindeutig konstatieren, auch wenn man ihn als rhetorische Figur lesen kann (dazu Martyn 2004).

Verknüpft man dies mit den Überlegungen zur Synchronie, zeigt sich, dass die Funktionalität der modernen Glossodiversität damit zusammenhängt, dass sie einander äquivalent geltende sprachliche Ressourcen gleichzeitig präsent

werden. Die daraus resultierende Ortlosigkeit der Individuen, so meine These, wird durch die Semantik der Nation kompensiert.

hält. Die Crux liegt nun allerdings darin, dass diesem Standardisierungsbedarf der neuzeitliche Bedarf nach sprachlicher Anpassungsfähigkeit zuwiderläuft.

Dadurch gewinnt die Tatsache, dass die Semantik der Glossodiversität die Spannung zwischen synchroner Sprachstruktur und kreativer Sprachentwicklung unsichtbar macht, politische Relevanz. Sprachpolitik vollzieht sich offiziell oder zumindest offiziös im Namen von Einzelsprachen und überlässt die ‚wilde‘ Sprachfortbildung Populärkultur, Literatur und Unternehmertum. Diese Marginalisierung von Semiodiversität hat weitreichende Folgen, von der Benachteiligung und Ausgrenzung Nicht-Einsprachiger bis hin zum Umgang mit Anderssprachigkeit in der Medienöffentlichkeit.

Die literarischen Sprachpolitiken, die Herder, Alunāns und Barons entfalten, sind letztlich auch Symptome des Widerstreits zwischen offizieller Glossodiversität und inoffizieller, jedoch essentieller Semiodiversität in der Moderne. Herder versucht, ihn durch das Konzept einer inner-einzelsprachlichen Kreativitätssteigerung zu lösen. Alunāns argumentiert ähnlich, wenn er das Lettische im Austausch mit moderner Anderssprachigkeit erneuern möchte. Barons verfolgt einen anderen Impuls Herders weiter, indem er aus fremd werdenden ‚eigenen‘ Sprechweisen eine im Grunde neue Nationalsprache generiert und mit dem Mythos eines nationalen Lebens verbindet.

Till Dembeck

till.dembeck@uni.lu

University of Luxembourg

LUXEMBOURG

Literatur

- Alunāns, J. 1856. *Dseesmiņas. Latweeschu wallodai pahrtulkotas*. Tartu: Laakmann.
- Anderson, B. 2006 [1983]. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London/New York: Verso.
- Arājs, K. 1985. *Krišjānis Barons un „Latvju Dainas“*. Rīga: Zinātne.
- Bachtin, M. M. 1979 [1934/35]. Das Wort im Roman. – M. M. Bachtin, *Die Ästhetik des Worts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 154–300.
- Barons, K. 1894. Eewads. – K. Barons, H. Wissendorff, *Latvju Dainas*. Jelgava: Drawin-Drawneeks, iii–xxvi.
- Bendorfs, V. 2000. *Kāpēc Krišjānis Barons laboja tautasdziesmas. – Materiāli par Latvijas kultūrvidi: fakti un uztvere*. Rīga: Zinātne, 15–25.
- Brokoff, J., Geitner, U., Stüssel, K., Hrsg. 2016. *Engagement. Konzepte von Gegenwart und Gegenwartsliteratur*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Dembeck, T. 2010. „Untote Buchstaben“: Heinrich Heine, die *romantische Schule* und die Entdeckung des Populären. – P. Chiarini, W. Hinderer, Hrsg., *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 79–106.
- Dembeck, T. 2013. Wie publizieren? Gefahrenabschätzungen bei Heine und Nietzsche. – M. Schmitz-Emans, Hrsg., *Literatur als Wagnis / Literature as a risk. DFG-Symposium 2011*. Berlin: de Gruyter, 71–98.
- Dembeck, T. 2017. Lyrik kanonisieren. Herders Volksliedersammlung als Versuch einer Gattungskonstitution. –P. Ajouri, U. Kundert, C. Rohde, Hrsg., *Rahmungen. Präsentationsformen und Kanoneffekte*. Berlin: Erich Schmidt, 123–145.
- Dembeck, T. 2018. Multilingual Philology and Monolingual *Faust*: Theoretical Perspectives and a Reading of Goethe's Drama. – *German Studies Review*, 41 (3), 567–588. <https://doi.org/10.1353/gsr.2018.0094>
- Dembeck, T. 2019. Dada. Eine Kulturpolitik des Affekts? Zum Umgang mit Mehrsprachigkeit im Zürcher Dada – mit einem Seitenblick auf Ferdinand de Saussure. – M. Acker, A. Fleig, M. Lüthjohann, Hrsg., *Affektivität und Mehrsprachigkeit. Dynamiken der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Tübingen: Narr, 49–73.
- Dembeck, T., Parr, R., Hrsg. 2017. *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Tübingen: Narr.
- Derrida, J. 2003 [1996]. *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*. München: Fink.
- Fehr, J. 2003. Saussure: Zwischen Linguistik und Semiologie. Ein einleitender Kommentar. – F. de Saussure: *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 15–226.
- Gaier, U. 1990. Kommentar. – J. G. Herder, *Werke in zehn Bänden*. Bd. 1.3. Frankfurt/M.: Klassiker Verlag, 839–1486.
- Geitner, U. 2018. „Hier entscheidet die Zeit“? Gegenwartsliteratur, Literaturkritik, Literaturwissenschaft – programmatisch. – S. Geyer, J. F. Lehmann, Hrsg., *Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge vom 17. bis zum 21. Jahrhundert*. Hannover: Wehrhahn, 61–94.
- Geyer, S., Lehmann, J. F., Hrsg. 2018. *Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge vom 17. bis zum 21. Jahrhundert*. Hannover: Wehrhahn.
- Gramling, D. 2016. *The Invention of Monolingualism*. New York u.a.: Bloomsbury.
- Herder, J. G. 1990 [1778/79]. Volkslieder. – J. G. Herder, *Werke in zehn Bänden*. Bd. 1.3. Frankfurt/M.: Klassiker Verlag, 69–428.
- Herder, J. G. 1985 [1767]. Über die neuere deutsche Literatur. – J. G. Herder, *Werke in zehn Bänden*. Bd. 1.1. Frankfurt/M.: Klassiker Verlag, 161–649.
- Holquist, M. 2014. What would Bakhtin do? – *Critical Multilingualism Studies*, 2 (1), 6–19.
- Jäger, L. 2010. *Ferdinand de Saussure zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Leerssen, J. 2006 [Niederl. Orig. 1999]. *National Thought in Europe: A Cultural History*. Amsterdam: Amsterdam University Press.

- Luhmann, N. 1989. Individuum, Individualität, Individualismus. – N. Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 3. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 149–258.
- Luhmann, N. 2000. *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Martyn, D. 2004. „“. – J. Fohrmann, Hrsg., *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Stuttgart: Metzler, 397–419. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05569-9_20
- Martyn, D. 2014. Es gab keine Mehrsprachigkeit, bevor es nicht Einsprachigkeit gab: Ansätze zu einer Archäologie der Sprachigkeit (Herder, Luther, Tawada). – T. Dembeck, G. Mein, Hrsg., *Philologie und Mehrsprachigkeit*. Heidelberg: Winter, 39–51.
- Melne, E. 2000. Vēlreiz par „Latvju dainu“ rediģēšanu. – *Materiāli par Latvijas kultūrvidi: fakti un uztvere*. Rīga: Zinātne, 7–14.
- Melne, E. 2015. Dainu skapja teksti Krišjāņa Barona redakcijā. – R. Treija, Hrsg., *No Dainu skapja līdz „Latvju dainām“*. Rīga: LU Literatūras, folkloras un mākslas institūts, 27–40.
- Paul, H. 1880. *Principien der Sprachgeschichte*. Halle: Max Niemeyer.
- Platon. Phaidros 1997. – Platon, *Werke*. Bd. III 4. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reidzāne, B. 2015. „Latvju dainu“ ortogrāfijas daudzveidība. – R. Treija, Hrsg., *No Dainu skapja līdz „Latvju dainām“*. Rīga: LU Literatūras, folkloras un mākslas institūts, 41–62.
- Renner, K. 2017. „Ausweg zu Liedern fremder Völker“. Antikoloniale Perspektiven in Herders Volksliedprojekt. – Y.-G. Mix, Hrsg., *Raynal – Herder – Merkel. Transformationen der Antikolonialismusdebatte in der europäischen Aufklärung*. Heidelberg: Winter, 107–142.
- Renner, K., Wagner, U. 2016. Herder und die Philologie. Fünf Thesen zu einer produktiven Beziehung. Am Beispiel des Volksliedprojekts. – *Herder Jahrbuch*, 13, 13–41.
- Sakai, N. 2009. How Do We Count a Language? Translation and Discontinuity. – *Translational Studies*, 2 (1), 71–88. <https://doi.org/10.1080/14781700802496266>
- Saussure, F. de 2003. *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Stockhammer, R. 2014. *Grammatik. Wissen und Macht in der Geschichte einer sprachlichen Institution*. Berlin: Suhrkamp.
- Yildiz, Y. 2012. *Beyond the Mother Tongue: The Postmonolingual Condition*. New York: Fordham.